

TORSTEN FINK
Tochter der Schwarzen Stadt

Torsten Fink

TOCHTER DER
SCHWARZEN STADT

Roman

Originalausgabe

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Originalausgabe Februar 2015 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2015 by Torsten Fink

Umschlaggestaltung und -illustration: Isabelle Hirtz, Inkcraft,
unter Verwendung einer Fotografie von Nico Fung

Karte: © Jürgen Speh

Lektorat: Simone Heller

HK · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26980-8

www.blanvalet.de

PBΘΛΘG

Prinz Lemaos klammerte sich an den rissigen Felsen, als der nächste Brecher über ihm zusammenschlug. Er spuckte Wasser aus und spähte hinüber zum dunklen Ufer, das sich hinter der weißen Gischt erahnen ließ. Er hatte seinem Bruder versprochen zurückzukehren, er hatte es versprochen, und irgendwann musste dieser Sturm doch nachlassen!

Wieder stürzte eine Woge über ihm zusammen. Er hörte einen schrillen Schrei durch das Donnern der Brandung. Hatte es wieder einen der Matrosen erwischt? Der Prinz blickte auf zu den schweren Wolken, aus denen unablässig Blitze zuckten.

War der Himmel nicht am Morgen noch blau und wolkenlos gewesen? Dem Prinzen erschien es nun fast wie ein Traumbild: Bei strahlendem Sonnenschein hatten sie den Hafen von Terebin verlassen. Über vierzig Schiffe – Galeeren, Galeassen und schwer beladene Frachtschiffe –, versammelt, um ein Heer über das Meer zu tragen, das dem Feind endlich den Todesstoß versetzen würde. Die Menge im Hafen hatte gejubelt, als er zum Flaggschiff hinausgerudert wurde, und auch die Männer an Bord hatten ihn hochleben lassen. Einzig der Blick von Admiral Drubal, der die Flotte angeführt hatte, war misstrauisch gewesen, als Prinz Lemaos das Flaggschiff betreten hatte.

Eine weitere graugrüne Woge schlug über dem Prinzen zusammen. Fast riss sie ihn von dem Felsen, aber seine zerschun-

denen Finger krallten sich in den Stein. Er würde zurückkommen. Er hatte es nicht nur seinem Bruder, er hatte es der ganzen Stadt versprochen. Hatte nicht ein freundlicher Wind Orangenblüten über die See geweht, als sie aufgebrochen waren? Hatten das nicht alle für ein gutes Omen gehalten? Die Männer waren siegesgewiss und fröhlich gewesen, und der Admiral hatte schon an seiner Rede für die Siegesfeier gefeilt.

Wieder raubte ein schwerer Brecher Lemaos den Atem. Er verlor allmählich das Gefühl in den Gliedern. Gegen Mittag hatte der Himmel langsam die Farbe gewechselt, von freundlichem Blau zu einem fahlen Grün, und die Mienen der älteren Seeleute an Bord waren ernst und sorgenschwer geworden. Ein Flüstern hatte unter den Mannschaften eingesetzt, auf dem ganzen Schiff hatte plötzlich eine unerklärliche Reizbarkeit in der Luft gelegen. Irgendwann hatte es der Prinz nicht mehr ausgehalten und einen der alten Fahrensmänner gefragt, was es da zu tuscheln gäbe. »Die Sturmschlange erhebt sich«, hatte der Alte mit belegter Stimme geantwortet.

Aber Admiral Drubal hatte befohlen, nichts auf das Geschwätz der Matrosen zu geben und jeden auszupeitschen, der das glorreiche Unternehmen durch solche Reden untergrabe. Und so hatte die Flotte Kurs auf die Küste des Feindes gehalten.

Die nächste Woge schien dem Prinzen noch höher und kraftvoller zu sein als all die vorangegangenen. Stöhnend klammerte er sich fest, auch wenn seine Finger bluteten. »Ich habe es versprochen«, flüsterte er dem Felsen zu. Er hatte nicht nur für sich, sondern für alle Söhne der Stadt gesprochen, die am Morgen mit ihm aufgebrochen waren, auch wenn er schon da gewusst hatte: Kein Sieg konnte so leicht sein, dass er nicht Opfer erfordern würde. Aber die Menschen, die tausendfach den Hafen säumten, hatten ihm glauben wollen, weil er Prinz Lemaos war, der Liebling der Stadt und der Götter. Und ihre Hochrufe waren ihm

auf die See gefolgt, wie die Orangenblüten, an die er immerzu denken musste, während er, im kalten Wasser an einen Felsen gekrallt, um sein Leben kämpfte und all die anderen Söhne der Stadt wohl längst tot waren.

Der Schiffsrumpf hinter ihm ächzte, als der Sturm ihn weiter auf die Sandbank drückte, und der Prinz wagte einen Blick zurück. Es war nicht mehr viel übrig vom Stolz der Flotte: Die Masten waren gebrochen, der Rumpf geborsten, und das Vorderkastell war nur noch ein Gerippe, in dem Menschen um ihr Leben kämpften.

Er sah zwei Männer, die sich in ihrer Verzweiflung in die Brandung stürzten, um vielleicht doch das Ufer zu erreichen, zwei schwarze Punkte in der tosenden Brandung. Lemaos schloss die Augen, weil die nächste Welle über ihm zusammenschlug. Als er sie wieder öffnete, fand er nur noch einen Punkt, der von den Wellen hin und her geworfen wurde, bald in der Brandung verschwand und nicht wieder auftauchte.

Der Wind hatte am Nachmittag gedreht, und sie hatten dagegen ankreuzen müssen, was den Admiral verstimmt, ihm aber keine Sorgen bereitet hatte, obwohl die Spannung in der Luft fast mit Händen zu greifen war. Und dann, ganz plötzlich, hatte der Wind sich völlig gelegt, nur wenige Sekunden lang, aber so unheildrohend, dass selbst Admiral Drubal verstummt war.

Dann hatte die Sturmschlange ihr Haupt erhoben. Jedenfalls war es Lemaos so vorgekommen, als sich der Himmel mit einem Schlag verfinsterte, bis aufs Meer herabsenkte und dann mit einer graugrünen Wasserwand über sie hergefallen war. Der Prinz hatte das Bild jener Galeere wieder vor Augen, die luvwärts vorausgeeilt war, vielleicht, weil ihr Kapitän als Erster das Ziel hatte erreichen wollen. Ein Brecher, höher als die größte Galeasse ihrer Flotte, war über dem schnellen Schiff zusammengeschlagen, und dann war es einfach verschwunden. Die See hatte es buchstäblich

verschlungen. Da hatte Lemaos verstanden, warum man dieses Ungeheuer in den alten Sagen die Sturmschlange getauft hatte.

Die nächste Welle presste ihn so hart gegen den Felsen, dass er sich eine Rippe brach. Er hatte eine Sekunde nachgelassen, hatte nicht aufgepasst, seinen Griff gelockert. Jetzt klammerte er sich wieder stöhnend fest.

Jenem ersten Brecher waren weitere gefolgt, angetrieben von Sturmböen, die die Flotte auseinanderjagten. Der Prinz erinnerte sich seltsam klar an ein Schiff, dessen Masten wie Strohhalm abknickten, und an einen Frachter, der, als er zu wenden versuchte, von einer Böe erfasst wurde und kenterte. Danach bestand die Welt nur noch aus dem brüllenden Sturm, und alle an Bord waren Stunde um Stunde mit nichts anderem beschäftigt, als das eigene Schiff und das eigene Leben zu retten. Irgendwann, es musste schon Abend gewesen sein, hatte einer gerufen, dass weiße Gischt in Sicht sei, und ein anderer meinte, das müsse eine der Brandungsinseln sein, von deren größter sie am Morgen erst aufgebrochen waren. War es so, waren sie also zurückgekehrt?

Lemaos hatte Hoffnung geschöpft, aber niemand an Bord jubelte, und der Prinz hatte lernen müssen, dass das rettende Ufer auch ein Feind sein konnte, denn gerade, als er an eine Heimkehr glaubte, hatte die Sturmschlange ihr Schiff auf diese Sandbank geworfen, wenige hundert Schritt vom Strand entfernt, und es von da an Stück um Stück zertrümmert.

Lemaos hatte den Fels in den Wellen gesehen und sich über den Bugspriet hinübergehängt. Doch der war nun verschwunden, ebenso wie die beiden Matrosen, die seinem Beispiel hatten folgen wollen. Wieder drückte ihn eine Welle gegen den Felsen, und er schrie auf, weil sich der gezackte Stein in seine gebrochene Rippe bohrte. Aber der Schmerz war gut, denn er hielt ihn wach.

Der Prinz begriff plötzlich, dass die letzten Wellen weniger hoch als ihre Vorläufer gewesen waren. Und da, am Ufer, waren

das Lichter? Er spähte angestrengt hinüber. Ja, dort drüben an Land mussten Menschen sein, Fischer vielleicht, die zur Rettung der gescheiterten Flotte ihre sicheren Hütten verlassen hatten. Er dankte den Himmeln in einem Stoßgebet und klammerte sich verbissen an seinen Felsen. Hatte er es geschafft? Er hatte es nicht verdient, diese Erkenntnis durchzuckte ihn, denn er war vielleicht der einzige Sohn der Stadt, der zurückkehren würde. Aber die Blitze ließen nach, und ein anderes Licht, das eines neuen Tages, zeigte sich schwach an den zerfransten Sturmwolken.

Der Prinz erblickte eine gebrochene Planke, die unweit seines Felsens vorübertrieb. Er ließ sich ins Wasser fallen, schwamm mit letzter Kraft zu diesem Stück Holz, klammerte sich mit gefühllosen Fingern daran fest und mühte sich dem Strand entgegen. Langsam nur kam er dem rettenden Ufer näher, nicht viel schneller als das übrige Treibgut des zerbrochenen Flaggschiffs. Leichen trieben dicht an ihm vorüber, und einmal, schon nah am Ufer, sah er einen Matrosen, dem irgendein Unglück wohl noch kurz vor der Rettung den Schädel eingeschlagen hatte.

Land! Er spürte Grund unter den Füßen. Er ließ die Planke fahren und taumelte auf kraftlosen Beinen zum Ufer, brach erschöpft in die Knie, hob etwas feuchten Sand auf und küsste ihn, dankbar für seine Rettung. Er sah Laternen, winkte und rief krächzend um Hilfe, bevor er zu Boden sank. Nur noch schemenhaft sah er die beiden Männer mit ihren Laternen näher kommen.

Er streckte hilfesuchend die Hand aus.

»Der da lebt noch«, sagte eine raue Stimme.

»Sieh nur, die Ringe!«, rief die andere.

»Muss ein reicher Mann sein.«

»Jetzt ist er nur noch Strandgut.«

Lemaos fühlte, wie jemand versuchte, ihm seinen Siegelring vom Finger zu streifen. Sein Kampfgeist erwachte, und er wehr-

te sich gegen die beiden Männer, die ihn, den Prinzen von Terebin, ausrauben wollten. Dann spürte er plötzlich einen Schlag und einen vernichtenden Schmerz im Rücken, und alle Kraft wich aus ihm.

Die Männer verschwanden mit seinen Ringen, und als mit der aufgehenden Sonne die Möwen an den Strand zurückkehrten, fanden sie dort keine lebende Seele mehr, nur unter Treibholz und vielen anderen Leichen einen toten Prinzen, der Wort gehalten hatte und zurückgekehrt war.

ERSTES BVCH
WEISSE STADT

Terebin war eine Stadt der Hunde. Alena hatte viel von dieser Stadt gehört: Sie wurde die Weiße genannt, die Schöne, die Stadt der Terrassen und Säulen, man hätte sie wohl auch die Stadt der Orangenbäume oder der wohlgenährten Menschen nennen können, aber für sie war es einfach die Stadt der Hunde. Sie waren überall: Sie strichen durch die Gassen, lungerten vor Hauseingängen, dösten auf den sonnigen Plätzen, und hier, wo sie saß, starrten sie hinauf zu den Gehenkten auf der Stadtmauer, als warteten sie darauf, dass von dort oben etwas für sie abfiel.

In ihrer Heimatstadt Filgan gab es kaum Hunde. Dafür wimmelte es dort von Katzen, zumindest im Krähenviertel, aus dem Alena stammte. Sie starrte hinauf zu den Toten, die schon eine ganze Weile dort im Wind zu baumeln schienen, und fragte sich, warum das so war, das mit den Hunden und Katzen. Dann grinste sie, weil ihr einfiel, dass man Katzen nicht essen konnte, Hunde hingegen schon. Und das war in einer Gegend wie dem Krähenviertel mit seinen vielen hungrigen Mäulern wirklich ein Nachteil.

»Eigentlich kein schöner Anblick, und doch faszinierend, nicht wahr?«, sagte eine Stimme.

Ein stämmiger Mann war aus dem Eingang eines Ladens getreten und starrte nachdenklich hinauf zu den Galgen. Der Geruch von rohem Fleisch war mit ihm aus der Tür gekommen, und gerade wischte er sich die Hände an seiner blutroten Lederschürze ab.

Die Hunde streckten sich und warfen dem Mann Blicke zu, die Alena gleichzeitig misstrauisch und erwartungsvoll erschienen.

Der Metzger seufzte, verschwand noch einmal kurz im Laden und kam mit einer Handvoll Schlachtabfälle zurück. »Kommt her, ihr Mistköter«, sagte der Metzger mit freundlicher Stimme und warf die Abfälle auf das weiße Pflaster.

Die Hunde näherten sich vorsichtig. Sie schienen dem Braten noch nicht zu trauen. Dann schoss der erste Hund vor, fast gleichzeitig mit dem zweiten, anschließend die anderen. Sie schnappten nach den Gedärmen, knurrten und balgten sich um das Fleisch, bis der Metzger unter sie sprang, mit einer Rute nach ihnen schlug und schrie: »Verschwindet endlich von meinem Laden, ihr Drecksköter!«

Jaulend, aber mit Beute stoben die Hunde auseinander.

Der Metzger sah ihnen nach und schüttelte den Kopf. »Sie sind wirklich eine Plage. Schade, dass man sie nicht einfach totschlagen darf.«

»Wieso nicht?«, fragte Alena mit gespielterem Interesse. Sie war hungrig, hatte aber keine einzige Münze mehr.

»Angeblich hat einmal ein Hund dem Großvater unseres Herzogs – die Himmel mögen ihn schützen – das Leben gerettet. Seither stehen diese Köter unter Schutz. Die Wache sammelt sie manchmal ein und bringt sie vor die Stadt, wo man nicht so rücksichtsvoll mit ihnen umgeht. Deshalb kommen die schlauneren schnell wieder zurück. Eine Plage sind sie, wirklich ... vergraulen mir die Kundschaft. Als wenn es nicht schon schlimm genug wäre, dass da oben diese Männer baumeln. Am Anfang, ja, da kamen die Leute, um sie sich anzusehen. Aber inzwischen kommt niemand mehr. Sie verfaulen da oben. Und das ist keine Werbung für eine Fleischerei, das könnt Ihr mir glauben, mein Fräulein.«

»Ich verstehe«, versicherte Alena, die spürte, dass der Mann

jemanden suchte, dem er sein Herz ausschütten konnte. »Warum hat man diese Männer gehenkt?«

»Es waren Strandräuber, Gesindel von der Ostküste, doch endlich haben sie den gerechten Lohn erhalten.«

»Ich dachte, die Strandräuberei sei ein erlaubtes Handwerk, Menher.«

»Das ist sie leider, aber nur, wenn man ein Mindestmaß an Regeln und Gesetzen achtet. Doch diese Teufel dort oben haben nicht gewartet, bis die Brandung oder die Erschöpfung die Besatzung der Schiffe erledigte, die der Sturm an ihre Küste spülte, nein, sie halfen mit ihren Messern nach. Ihr wisst vermutlich, dass Strandgut erst Strandgut ist, wenn auf dem Wrack niemand mehr am Leben ist, mein Fräulein?«

Alena nickte. »Aber ist das so ungewöhnlich? Ich meine ... wenn es ein Schiff an die Küste wirft, so ist doch meist noch einer am Leben. Wenn die armen Leute vom Strand da dem Schicksal nicht nachhelfen würden ...«

»Mag sein, dass man sonst ein Auge zudrückt«, sagte der Metzger achselzuckend. Er starrte sie einen Augenblick an, aber dann schüttelte er den Kopf, kratzte sich und fuhr fort: »Dieser Fall war aber ein besonderer. Ihr seid wohl nicht aus Terebin, oder? Natürlich nicht, sonst hättet Ihr doch davon gehört! Der gute Prinz Lemaos war unter jenen, die am Ufer erschlagen wurden! Drei Wochen ist das jetzt her, dass er mit der großen Flotte des Seebundes von hier aus in See stach. Über vierzig schöne Schiffe, voll beladen mit Soldaten und Waffen, die prachvollste Streitmacht, die man sich nur denken kann. Wirklich, ich glaube, sie hätten diesem elenden Krieg ein Ende bereiten können. Doch dann, auf halber Strecke, geriet die Flotte in einen schlimmen Sturm, der sie ganz und gar vernichtete. Ich mag mir nicht vorstellen, wie schrecklich es war«, verkündete der Metzger, der sich dann aber doch in einer weitschweifenden Beschreibung

des Sturmes erging und turmhohe Brecher, zerrissene Segel und zerschmetterte Schiffe so anschaulich schilderte, dass Alena fast glaubte, dabei gewesen zu sein. Ihr knurrender Magen erinnerte sie daran, dass sie nicht zum Spaß zuhörte.

Endlich kam der Metzger zum Ende seiner Schilderungen: »Viele Galeeren und Galeassen sanken auf See, einige wurden aber auch auf der Ostseite an die Dünenküste getrieben, wo sie auf Felsen liefen, zerbrachen und zerschlagen wurden von der wütenden Brandung. Mich schaudert immer noch, wenn ich mir vorstelle, wie sich die armen Seelen in den tosenden Wogen ans Ufer kämpften. Doch dort fielen sie den Strandräubern in die Hände, die sie erschlugen und ausraubten. Unser Herzog ist bei der ersten Nachricht von dem Unglück gleich mit den Soldaten ausgerückt, doch kam er zu spät. Der Sturm war vorüber, und das Morden auch.«

»Und wie sind dann diese Männer an den Galgen geraten?«, fragte Alena. Der Untergang der Flotte war auch in den Gassen von Filgan in aller Munde gewesen.

»Unser Fürst ist nicht dumm, mein Fräulein, und Meister Schönbart, seine rechte Hand, ist sowieso der klügste Mensch der Brandungsinseln. Er ließ die Hütten der Fischerdörfer entlang der Küste durchsuchen, und wo immer man Raubgut fand, wurden die Männer verhaftet, und ein Dutzend von ihnen, die schlimmsten, ließ er zur Warnung dort oben aufknüpfen. Wer kann es ihm verdenken, war doch der Bruder des Herzogs unter den Opfern?«

Alena fragte sich, woher man wissen wollte, wer die Schlimmsten waren, aber ihre Neugier war, im Gegensatz zu ihrem Magen, eigentlich befriedigt. »Ihr versteht es, gut zu erzählen, Menher«, schmeichelte sie.

»Ihr seid zu freundlich, mein Fräulein. Wisst Ihr, ich hatte Euch zu Beginn in Verdacht, dass Ihr eine Verwandte dieser

Teufel dort sein könntet, weil Ihr schon so lange vor meinem Laden sitzt und zu den Galgen hinaufstarrt.«

Alena machte ein betroffenes Gesicht.

»Verzeiht, mein Fräulein, ich sehe nun, wie sehr ich im Irrtum war. Doch sagt, was führt Euch nach Terebin – und in meine Gasse?«

Alena hatte sich bereits eine Geschichte zurechtgelegt. »Ich bin gerade erst angekommen. Ich wollte einen Verwandten besuchen, einen Onkel, der unten am Hafen wohnt. Doch ist er, wie ich erfahren musste, auf See, und niemand konnte mir sagen, wann er zurückkehrt. Und das ist ein Unglück, denn er ist der letzte Verwandte, den ich auf der weiten Welt habe, seit meine Eltern am Fieber gestorben sind.«

Sie wusste tatsächlich von mindestens einem Onkel in der Stadt, vielleicht auch zwei oder drei entfernten Vettern, aber sie hatte nicht die Absicht, diese Männer zu besuchen. Ganz im Gegenteil.

Der Metzger runzelte die Stirn. »Euer einziger Verwandter?« Vielleicht bemerkte er, dass er sich auf gefährliches Terrain begeben hatte, denn wenn er nach ihrem Schicksal fragte, mochte es sein, dass seine Mildtätigkeit gefordert wurde. Und der Gedanke schien ihm nicht zu schmecken. »Aber Ihr habt dort doch wenigstens im Haus Eures Onkels Obdach gefunden, oder?«

Alena beschloss, den Bogen nicht zu überspannen. »Ein Obdach, ja, auch wenn der Vermieter ebenso reich wie geizig ist und mir mein letztes Geld abgenommen hat, weil mein Onkel ihm angeblich noch Miete schuldet. Ich hörte jedoch, dass der Onkel Freunde in einem Dorf vor der Stadt hat, die ich morgen aufsuchen werde. Ich hoffe, dort freundlicher aufgenommen zu werden und wenigstens wieder etwas zu essen zu bekommen. Könnt Ihr Euch das vorstellen, dass in einer so schönen Stadt wie Terebin so hässliche Menschen wohnen, die nicht einmal einen Teller Suppe

für eine arme Waise erübrigen wollen? Mein Vater, der übrigens in einem Schlachthof arbeitete, hat immer gesagt, dass sogar von einem fast leeren Teller doch auch zwei Menschen essen können.«

»Euer Vater war Metzger?«

»Eine Weile, dann verlor er einige Finger bei diesem gefährlichen und schweren Handwerk, und er ernährte uns von da an mit jeder Arbeit, die er finden konnte. Vielleicht bin ich deshalb so lange vor Eurem schönen Laden sitzen geblieben, denn von dort kommt ein Geruch, der mir seltsam vertraut scheint und mich an glücklichere Stunden ...« Hier ließ Alena ihre Stimme wirkungsvoll versagen.

Dem Metzger schienen Tränen in den Augen zu stehen, dann straffte er sich, stieß hervor: »Wartet einen Augenblick, mein Fräulein«, und verschwand im Inneren des Ladens. Kurz darauf kehrte er mit einigen prächtigen Hartwürsten zurück. »Es wohnen nicht nur hässliche Menschen in Terebin, wisst Ihr«, sagte er rau und verlegen.

Alena zierte sich erst, ließ sich dann aber doch nötigen, die Gaben anzunehmen, und bedankte sich überschwänglich. Sie fiel dem Metzger sogar – vorsichtig, um sich nicht schmutzig zu machen – um den stämmigen Hals, bevor sie sich verabschiedete, um sich an einem weniger düsteren Ort den Bauch vollzuschlagen.

Terebin erschien ihr kein übler Flecken zu sein. Die Stadt war wohlhabend und mit ihren weißen Terrassen und Treppen wirklich schön anzusehen. Alles hier war hell und freundlich, kein Vergleich zum Krähenviertel von Filgan, wo alles schwarz und grau war und wo es entweder nach Fisch oder nach Schwefel stank. In Terebin wehte immer eine frische Brise vom Meer und vertrieb alle üblen Gerüche, sogar den von Fleisch, den Alena eher verlockend fand.

Die Leute waren freundlich oder wenigstens leichtgläubig, so

wie dieser unfassbar dämliche Metzger. *Vertrauter Geruch?* Nun, sie hatte ihren Vater nie kennengelernt. Wer konnte also sagen, ob er nicht vielleicht wirklich ein Fleischer gewesen war? Wenn, dann hatte er hoffentlich bessere Würste gemacht. Nachdem der erste Hunger gestillt war, fand Alena die Wurst zu fett und zu salzig. Dafür fehlte es ihr an Pfeffer, und auch ein wenig Knoblauch hätte dem Geschmack gutgetan.

Vorerst gesättigt, zog sie durch die Stadt. Nach einer Weile bekam sie das Gefühl, dass die Leute sie anstarrten. Sie fragte sich, ob sie irgendetwas an sich hatte, und wusch sich sogar in einem der vielen schönen Brunnen Gesicht und Arme gründlich. Das Spiegelbild zeigte ihr nichts Auffälliges.

Lag es an ihrem Bauernkleid? Sie hatte es auf einem Hof in Syderland, gar nicht weit von Filgan entfernt, von der Wäscheleine »geborgt«. Es war ihr ein bisschen zu weit. Starrte man sie deshalb an – oder sahen die Leute ihr einfach an, dass sie keine Bäuerin war?

Alena fand einen hellen Platz, der von der Frühlingssonne erwärmt wurde, und verputzte den letzten Rest ihrer Beute, gab sogar gut gelaunt einem der unvermeidlichen Hunde etwas ab und beobachtete das bunte Treiben der Stadt.

Sie brauchte einen Plan. Ihre Flucht war ein überstürztes Unterfangen gewesen, aber eine Gelegenheit wie diese hatte sie auf keinen Fall verstreichen lassen wollen. Sie hatte nicht mehr als eine Handvoll Münzen mitnehmen können, und die hatte sie in diesem Dorf an der Küste dem alten Fischer gegeben, der sie dafür nach Terebin gebracht hatte. Natürlich waren ihm dreißig Schillinge zu wenig gewesen, obwohl sie ihm erzählt hatte, dass sie in Eile war, um noch einmal ihre sterbende Mutter sehen zu können. Also hatte sie ihm versichert, dass das nur eine Anzahlung war und er noch einmal das Doppelte erhalten würde, wenn sie erst in Terebin ankamen. Dieser Einfaltspinsel hatte vielleicht

inzwischen begriffen, dass sie ihn hereingelegt hatte. Aber sie hatte nun einmal keine andere Wahl gehabt. Ob er wohl nach ihr suchte? Sie mahnte sich zur Vorsicht und erinnerte sich daran, den Hafen für diesen Tag zu meiden.

»Morgen«, murmelte sie, »morgen suche ich mir ein Schiff, das mich hier wegbringt.« Sie hatte ein Ziel: Frialis, die Hauptstadt des Seebundes, eine Metropole, in der angeblich eine Million Menschen lebten, eine Stadt, in der, wie man sagte, alles möglich war, und eine Stadt, in der, soweit sie wusste, keine Verwandten von ihr lebten. Doch wie sollte sie dort hingelangen, ohne einen einzigen Schilling in der Tasche?

Sie sah einem alten Puppenspieler zu, der umständlich sein kleines Theater aufbaute und dann vor einem mäßig interessierten Publikum aus Erwachsenen und Kindern ein Stück zum Besten gab. Alena war in Gedanken versunken und hatte den Titel nicht mitbekommen, aber es ging um einen berühmten Dieb und den Tod.

Diebstahl? Es war eine Sache, bei den krummen Geschäften ihrer Familie dreißig Schillinge abzuzweigen, und es war auch guter Brauch im Krähenviertel, Esswaren wie Äpfel oder Orangen, die auf Marktständen nicht ordentlich bewacht wurden, als Eigentum der Allgemeinheit zu betrachten; sie fand auch nichts dabei, diesem feisten Metzger ein paar Würste abzuschwatzen, aber eine Überfahrt nach Frialis würde sie nicht mit ein paar Äpfeln oder Würsten bezahlen können, und sie hatte nicht vor, unter die Diebe zu gehen. Davon gab es in ihrer Familie schon genug, und die meisten von denen machten früher oder später Bekanntschaft mit dem Kerker oder gar der Galeere. Nein, kleine Gaunereien, die niemandem wirklich weh taten, waren auf Dauer viel sicherer.

Der Puppenspieler ließ seine Marionetten tanzen. Er war geschickt, aber das Stück – die Frau des Diebes wurde vom Tod in

die Unterwelt verschleppt – deprimierte Alena, also verließ sie den Platz und suchte sich einen anderen.

Sie geriet in einen kleinen Auflauf. Anscheinend war ein wichtiger Besucher in die Stadt gekommen, und nach dem reckten sich nun viele Hälse am Straßenrand. Ein paar Wachen drängten die Menge sanft zur Seite, um Platz zu schaffen. Alena fand eine Kiste, auf die sie sich stellen konnte.

Eine offenbar ranghohe Delegation kam die breite Gasse herauf. Vorneweg ein hochgewachsener Mann mit dunklen Haaren, der sich offenbar widerwillig zügelte, damit sein Begleiter, ein sehr beleibter Alter, der unter der Last seines Körpers und seiner prachtvollen Gewänder keuchte, mit ihm Schritt halten konnte. Ein halbes Dutzend Soldaten eskortierte sie.

»Wer ist das, Menher?«, fragte sie einen Nachbarn, der sich auf die Zehenspitzen stellte, um den kleinen Zug zu betrachten.

»Das ist Baron Hardis aus der Schwarzen Stadt, und der Dicke neben ihm ist der berühmte Graf Gidus, der Gesandte des Seebundes, ein alter Freund Terebins.«

Alena hatte inzwischen gelernt, dass mit der »Schwarzen Stadt« Filgan gemeint war. Den Baron kannte sie nicht, sie hatte auch noch nie von ihm gehört. Er war jedenfalls nicht der Fürst von Filgan, der hieß anders, so viel wusste sie immerhin.

Sie wollte sich gerade abwenden, als ihr am Ende des kurzen Zuges noch jemand auffiel. Es war eine dunkelhäutige junge Frau, was sie erst auf den zweiten Blick erkannte, denn sie trug Männerkleider. Sie war nicht viel älter als Alena, schlank, beinahe hager, und trug zwei Dolche im Gürtel. Ihre Miene drückte Feindseligkeit aus, Feindseligkeit, die sich gegen alles und jeden zu richten schien, vielleicht sogar gegen sich selbst. Alenas Augen folgten dieser jungen Frau lange. Sie fragte wieder ihren Nachbarn.

»Eine Frau? Ach, Ihr meint den schlecht gelaunten Burschen

vom Ende des Zuges. Der ist mir aufgefallen, aber der ist doch sicher keine Frau. Habt Ihr nicht gesehen, dass er zwei gekrümmte Messer im Gürtel trug? Man könnte ihn fast für einen dieser verfluchten Oramarer halten, schon wegen der dunklen Haut.«

Nein, Alena kannte Oramarer. Vor dem Krieg waren oft welche in Filgan gewesen. Diese Frau schien ihr eher von einer der Inseln im fernen Südmeer zu stammen. Aus irgendeinem Grund hätte Alena wirklich gerne gewusst, wer sie war. Aber dann konzentrierte sie sich darauf, ein sicheres Obdach für die Nacht zu finden – und vielleicht einen Weg nach Frialis.

Odis Thenar strich sich nachdenklich mit der Hand durch den Bart. Ein Diener wartete im Eingang und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Er hatte die Ankunft des Barons in der Halle gemeldet, was überflüssig war, denn seine Ankunft war bereits mehrfach angekündigt worden: Erst, als das Schiff im Hafen anlegte, dann, als er sich auf den Weg hinauf zum Palast machte, und dann noch einmal, als er den Palast betreten hatte.

Thenar bemerkte, dass der Diener ihn anstarrte, und hörte auf, seinen Bart zu streicheln. Ihm war bekannt, dass man ihn in der Stadt halb spöttisch *Meister Schönbart* nannte, aber das störte ihn nicht, ganz im Gegenteil. Sollten die Leute ihn ruhig für ein wenig eitel halten. Er hatte schon oft erlebt, dass man ihn falsch ein- und damit unterschätzte. Für den Berater eines Fürsten konnte das nur ein Vorteil sein. Außerdem verdeckte der dichte Bart die blauen Linien, die in seine Haut tätowiert waren und ihn als einen Magier auswiesen, und er sah sich nicht als Zauberer – er war der Strategos dieser Stadt.

Er ordnete seinen üppig bestickten Mantel und wandte sich endlich dem Diener zu. »Berichtet unserem Fürsten, dass Besuch aus der Hauptstadt eingetroffen ist. Ich erwarte ihn im Garten, an der Säule seines Großvaters.«

»Ja, Herr«, rief der Diener und huschte davon.

Thenar eilte hinaus in den weitläufigen Garten des Palastes. Es duftete nach Orangenblüten, aber er war zu besorgt, um sich an dem Duft zu erfreuen. Dass der Seerat ausgerechnet den Baron geschickt hatte, verhiess nichts Gutes. Er war ein Vetter des Kosmoros von Filgan, und die Herren von Filgan blickten schon lange voller Neid auf die Herzöge von Terebin, die ihnen vor vielen Jahrzehnten den Titel *Erste* Fürsten der Brandungsinseln abgenommen hatten.

Thenar hob den Blick zu der Statue, die den Großvater des Herzogs darstellte. Den »Löwen« hatte man ihn genannt, weil das nun einmal viel besser klang als »der Jähzornige«, wie man ihn treffender genannt hätte. Sein Enkel war zum Glück aus anderem Holz geschnitzt.

Was mochte Baron Hardis wollen? Da Gidus mit ihm gekommen war, musste es wichtig und offiziell sein. Bislang war keine Nachricht aus der letzten geheimen Sitzung des Rats nach Terebin gedrungen, eine Tatsache, die Thenar für ein weiteres schlechtes Omen hielt.

Er sah den Fürsten durch den Garten herankommen. Er war im Sommerhaus auf der Ostseite der Anlage gewesen, bei seiner Frau, die leidend war, und Thenar hatte keinen Grund gesehen, ihm diese kostbaren Stunden früher zu verkürzen als unbedingt nötig.

»Hardis und Gidus sind hier? Warum wurde ich nicht eher informiert?«, rief der Herzog, als er näher kam.

Thenar deutete eine Verbeugung an. »Mein Fürst, es erschien mir klüger, den Baron ein wenig warten zu lassen. Es soll ihn daran erinnern, wer auf diesen Inseln das Sagen hat.«

Der Herzog schüttelte den Kopf. »Ihr könnt auch nicht das kleinste Geschäft ohne solche Winkelzüge der Diplomatie angehen, oder?«

»Nein, mein Fürst, das kann ich tatsächlich nicht«, erwiderte der Ratgeber lächelnd und folgte seinem Herrn. Er wusste, dass Herzog Ector für diese diplomatischen Scharmützel nichts übrig hatte. Er war geradeheraus und vertraute darauf, mit Offenheit mehr zu erreichen. Das war nobel, aber manchmal auch ein wenig ... naiv, wie Thenar dachte. Deshalb war es an ihm, auf solche angeblich unwichtigen Dinge zu achten.

Ganz wie er es befohlen hatte, rief der Zeremonienmeister, den er eigens bemüht hatte, nun, als der Fürst die große Halle betrat, mit lauter Stimme: »Hört! Hört! Fürst Ector, siebenter Peratis auf dem Marmorthron, Herzog von Terebin, Erster Fürst der Brandungsinseln, Polemarchos von Okenis, Crisamos und Atros, Verteidiger des Seebundes, Gebieter der Tausend Inseln, hat seine Halle betreten. Wer ein Anliegen hat, möge vortreten!«

Thenar war zufrieden. Sollte dieser unverschämte Baron wirklich nur für einen Moment vergessen haben, mit wem er es zu tun hatte, dürfte er es nun wieder wissen. Zumindest theoretisch war er nur ein Vasall, dem sein Fürst eine Audienz gewährte.

Der Ausrufer räusperte sich: »Es erscheinen Graf Brahem ob Gidus, Erster Gesandter des Seebundes, und Tibot Arches, Baron ob Hardis.«

Leider zeigte sich Fürst Ector wieder einmal wenig protokollbewusst: Er nahm nicht auf seinem Thron Platz, zwischen den beiden einschüchternden Bärenhunden, die über den Herzog wachen sollten, sondern ging den beiden Abgesandten entgegen. Er begrüßte den Baron mit einem kräftigen Händedruck und Graf Gidus sogar mit einer Umarmung. »Es ist lange her, dass Ihr Euch hier habt sehen lassen, alter Freund«, rief Ector.

»Zu lange, mein Fürst, zu lange«, erwiderte der alte Gesandte ächzend mit einer kleinen Verbeugung.

Er war zu Thenars Erstaunen seit ihrer letzten Begegnung noch dicker geworden und klagte auch gleich über die vielen

Treppen, die seine alten Beine bewältigen mussten, um zum Palast zu gelangen.

»Wir hätten Euch eine Sänfte geschickt, wenn wir gewusst hätten ...«

»Nein, macht Euch keine Umstände, mein Fürst. Eigentlich tut mir etwas Bewegung doch ganz gut. Wisst Ihr, ich bin ja im Grunde fast ununterbrochen unterwegs, und seit dieser elende Krieg tobt noch mehr als früher. Aber obwohl ich von Stadt zu Stadt eile, bewege ich mich selbst kaum. Es sind Schiffe, die mich von Ort zu Ort tragen, Kutschen oder Sänften, die mich dorthin bringen, wohin der Seebund mich befiehlt und wo ich meist mit Ungeduld erwartet werde, weshalb man mir kaum den Luxus gönnt, einmal zu Fuß zu gehen. Es ist fast, als würde ich still sitzen und die Welt sich unter mir bewegen. Von daher bin ich Euch sogar dankbar, Hoheit, dass Ihr mir ein wenig Bewegung ermöglicht habt.«

»Aber wie ich Euch kenne, seid Ihr nicht hier, weil Ihr durch unsere Straßen schlendern wolltet, Gidus.«

»In der Tat«, mischte sich der Baron ein, »wir sind hier, weil wir dringende Angelegenheiten des Seebundes zu besprechen haben, Fürst Ector.«

»Dringende Angelegenheiten? Nun, was sonst ...«, seufzte der Herzog.

»Angelegenheiten, die ein wenig mehr Vertraulichkeit erfordern«, setzte der Baron fort.

Der Herzog runzelte die Stirn, und Thenar war sofort besorgt. Er hatte den Baron nur ein- oder zweimal getroffen und nur wenige Worte mit ihm gewechselt, da er bislang kaum von Bedeutung für die Politik auf den Brandungsinseln gewesen war. Er war ein sehr entfernter Vetter des Kosmos, weit hinten in der Thronfolge seines beneidenswert fruchtbaren Geschlechts. Thenar versuchte, in seinem Gesicht zu lesen. Er sah ein Leuchten

in den Augen, das ihm nicht geheuer war. Die Botschaft war also nicht nur wichtig und vertraulich, sie gefiel Hardis auch noch. Ein weiteres böses Omen.

»Dies muss vorerst geheim bleiben«, begann Hardis mit gewichtiger Miene, als sie sich in eine kleinere Kammer zurückgezogen hatten.

»Vorerst?«, fragte Thenar spitz.

»Bald wird man es offiziell verkünden, doch aus Sicherheitsgründen sollte vorher nichts an die Öffentlichkeit dringen.«

»Wovon denn?«, fragte der Herzog ungeduldig.

»Der Geheime Rat hat einen Entschluss gefasst, der auch Euer Haus betrifft, Herzog«, erwiderte Hardis.

Gidus legte ihm eine Hand auf den Arm. »Es ist vielleicht besser, wenn ich diese unangenehme Aufgabe übernehme, Baron.« Er seufzte, dann fuhr er fort: »Der Verlust der Flotte war ein herber Rückschlag, wie ich den Herren sicher nicht erklären muss. Sah es vor einem Monat noch so aus, als könnten wir diesen Krieg mit einer letzten Anstrengung endlich zu unseren Gunsten entscheiden, sind wir nun wieder weit davon entfernt.«

»Wir haben den Seerat davor gewarnt«, warf Thenar ein. »Es war viel zu riskant, alles auf diese eine Karte zu setzen. Und nun ist Prinz Lemaos tot, und die Flotte und viele gute Männer und Schiffe sind verloren.«

»Leider wurden Eure Warnungen damals nicht gehört, Meister Thenar, leider«, seufzte Gidus, »und erwartet bitte nicht, dass man Eure Mahnung wohlwollend im Gedächtnis behalten hat. Eher im Gegenteil . . . es gibt Stimmen im Rat, die Euch vorwerfen, nicht eindringlich genug gewarnt zu haben.«

»Nicht eindringlich genug?«, fragte Thenar verblüfft.

»Ihr habt Recht behalten, und Ihr wisst, dass man sich damit nicht nur Freunde macht. Aber lassen wir das. Es gab im letzten halben Jahr immerhin auch gute Nachrichten. Schließlich ist

es uns, ja, genauer gesagt, Eurem Bruder Arris, gelungen, Prinz Weszen, den mächtigsten der Skorpione, endlich gefangen zu nehmen, Hoheit.«

»Diesen Prinzen solltet Ihr in meinem Palast nicht erwähnen, Gidus«, grollte der Herzog. »Ich habe die Nachricht zunächst mit großer Freude vernommen, doch warte ich seither vergeblich auf die Einladung zur Hinrichtung dieses Ungeheuers.«

Über das Gesicht des Barons huschte ein dünnes Lächeln. Meister Thenar hatte immer noch keine Ahnung, worauf das alles hinauslaufen sollte, aber er hatte ein sehr ungutes Gefühl in der Magengegend.

Gidus nickte traurig. »Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, denn der Prinz, dessen Namen Ihr aus guten Gründen nicht hören wollt, spielt eine große Rolle in dem Plan, der dem Seebund helfen soll, diesen Krieg siegreich zu beenden.«

»Ich weiß nicht, was Ihr habt«, warf Hardis ein, »der Mann mag seine Schattenseiten haben, aber er ist einer der Erbprinzen des Großen Skorpions, gefürchtet – aber auch respektiert an allen Gestaden des Goldenen Meeres.«

»Dieser Mann, nein, dieser Unhold, den Ihr so achtet, Baron, hat mir den Kopf meines Schwagers in einer Kiste geschickt«, presste der Herzog hervor.

Die Bilder des Grauens standen Thenar sofort wieder vor Augen: Boten hatten die hölzerne Kiste mit Grüßen von Prinz Weszen überbracht und vor den Augen des entsetzten Hofstaates geöffnet.

Es schien schlagartig eiskalt in der Kammer geworden zu sein. Der Baron bemerkte davon offenbar nichts. »Euer Schwager hätte seinen Kopf besser nutzen sollen, als er in die Schlacht zog. Es waren auch viele Männer aus Filgan unter den Soldaten, die er in die Niederlage führte. Ich habe selbst zwei Vettern verloren.«

Herzog Ector verfärbte sich. Seine Hand wanderte zu dem Dolch, den er als Schmuck am Gürtel führte.

»Ich bitte Euch, Ihr Herren, wir alle haben unter der schlimmen Niederlage gelitten, aber wenigstens war sie der Wegbereiter zum späteren Sieg, bei dem Euer Bruder Arris sich auszeichnen konnte«, rief Graf Gidus.

»Der Sieg ist mit den Perati!«, zitierte Meister Thenar den Wappenspruch des Geschlechts.

»Und wieder haben viele aus Filgan ihr Blut gegeben, um diesen Sieg zu erkaufen.«

»Die Opfer, die die Städte der Brandungsinseln brachten, werden niemals vergessen«, rief Graf Gidus, dem die Situation sichtlich unangenehm war.

Der Herzog hatte sich wieder in der Gewalt. Die Hand löste sich vom Dolch. »Seid Ihr also gekommen, um mir nun mitzuteilen, dass Weszen endlich dem Henker übergeben wird, Gidus?«

»Leider nein. Es ist uns aber gelungen, eine Übereinkunft mit ihm zu treffen, die uns sehr zum Vorteil gereichen wird.«

»Eine Übereinkunft?«

»Wie Ihr wisst, war er schon zu Lebzeiten seines Vaters Statthalter von Ugir, einer der größten und mächtigsten Städte Oramars.«

»Einer der räuberischsten, wolltet Ihr sagen. Seit Jahrzehnten kämpfen unsere Männer gegen die Korsaren, die von der Turmküste aus das Meer unsicher machen«, erwiderte der Herzog gallig. »Und Ihr wisst vermutlich auch, dass mein Vater Anates in einem Seegefecht gegen diese Seeräuber sein Leben verlor.«

»Der Tod von Herzog Anates war ein großer Verlust für uns alle. Aber wie es aussieht, hat es mit den Korsaren bald ein Ende. Der Prinz ist bereit, sich mit uns zu verbünden. Ugir wird ein Teil des Seebundes werden.«

Thenar war völlig verblüfft, und er konnte sehen, dass es dem

Herzog genauso ging. Ugir? Die alte Feindin – eine Verbündete? Das war schwer zu glauben. Der Wert dieser Stadt für den Seebund wäre allerdings tatsächlich unermesslich. Ihre Macht reichte auch weit ins Innere des Kontinents hinein. Das ohnehin in einem Bruderkrieg zerfallene Reich Oramar wäre damit endgültig gespalten.

Er räusperte sich: »Verzeiht, Graf, aber das klingt zu schön, um wahr zu sein. Weszen würde sich niemals ernsthaft darauf einlassen. Und selbst wenn er es doch täte – würde die Stadt ihm folgen? Die oramarischen Skorpione mögen bis aufs Blut zerstritten sein, aber in ihrem Hass auf den Seebund sind sie sich doch einig.«

»Er hat sich bereits darauf eingelassen, da es ihm wohl besser erschien, als den Kopf zu verlieren, was die Alternative wäre. Und Ugir wird tun, was er verlangt. Er hat die Stadt jahrelang in eisernem Griff gehalten. Sagtet Ihr nicht selbst, dass er ein Monster ist?«, erklärte Baron Hardis mit zufriedenem Grinsen.

»Aber wie wollt Ihr sicherstellen, dass der verräterische Hund sich an diese Vereinbarung hält? Es gibt keinen treuloser Menschen als ihn. Hat er nicht einen seiner eigenen Brüder hinterücks ermordet? Wer sagt Euch, dass er sich noch an diesen unseeligen Pakt erinnert, wenn er erst wieder den Sand Oramars unter den Füßen spürt?«, fragte der Herzog.

»Prinz Weszen wird Ugir selbstverständlich nie wiedersehen, sondern bis an sein Lebensende Gast des Seebundes bleiben. An seiner Stelle wird der Seebund einen Statthalter entsenden«, erklärte der Baron lächelnd.

Thenar begriff plötzlich, was den Mann so zufrieden aussehen ließ: »Man hat *Euch* diese Würde angetragen, Baron?«

»Der Geheime Rat bat mich, das Amt des Protektors von Ugir anzutreten. Und wer wäre ich, diese schwere Verantwortung abzulehnen?«

Thenar holte tief Luft. »Ich bin ein wenig verwundert, dass man Euch diese Last aufbürdet. Wäre es nicht statthaft gewesen, zunächst uns, das Haus Peratis, zu fragen? Der Herzog ist der Erste Fürst der Brandungsinseln. Und es war schließlich Prinz Arris, der Bruder des Herzogs, der das Monster zur Strecke gebracht hat«, fragte Thenar.

»In der Tat, er ist ein fähiger, oder sagen wir lieber, erfolgreicher Feldherr«, gab der Baron spöttisch zu.

Die Kiefermuskeln des Herzogs spannten sich, und auch Thenar war wütend auf diesen eingebildeten Emporkömmling. »Und welche Erfolge auf dem Schlachtfeld habt Ihr vorzuweisen, teurer Baron?«, fragte er. Natürlich hatte Prinz Arris seine Schwächen, gewichtige Schwächen sogar, aber seine Männer gingen für ihn durch die Hölle, und auf dem Schlachtfeld stand er seinen Mann.

»Oh, das Kriegshandwerk liegt mir nicht, Meister Schönbart. Allerdings habe ich mir wohl einige Verdienste in den Verhandlungen mit Prinz Weszen erworben. Ich war sogar selbst heimlich in Ugir, um dort die Stadtoberhäupter von den Abmachungen zu unterrichten. Da ich die Stadt also kenne, war es doch naheliegend, mir dieses Amt anzutragen. Und da Ugir nicht auf den Brandungsinseln liegt, hat der Erste Fürst unserer Inseln auch kein Mitspracherecht, was die Besetzung dieses Postens angeht.«

Thenar versuchte ruhig zu bleiben und die Bedeutung dieser Ereignisse zu verstehen. Es war ein klarer Affront, das Erste Haus der Brandungsinseln auf diese Art zu übergehen. Sie hatten wohl weniger Freunde im Seerat als angenommen. Prinz Lemaos hatte Terebin dort vertreten, aber Lemaos war tot. Und ihre Feinde hatten nicht lange gebraucht, um das auszunutzen.

»Und nun seid Ihr hier, um meinen Segen für Eure Mission zu erbitten?«, fragte der Herzog kalt.

»Nein, wir sind hier, um Euch von jenem Teil des Planes zu unterrichten, der Euer Haus betrifft, Hoheit.«

Thenar sah hinüber zu Gidus, der tief unglücklich wirkte. Hardis hingegen war ein Bild der Zufriedenheit. »Der Seebund möchte das Bündnis mit dem Prinzen so fest wie möglich knüpfen, ja, es unauflöslich machen. Und welches Band wäre fester als eines des Blutes?«

Thenar starrte den Baron an. Das konnte er nicht ernst meinen!

»Dem Seebund ist natürlich wohlbekannt, dass Eure Tochter Caisa noch immer nicht verheiratet ist, Hoheit. Daher lautet der Vorschlag, Eure Tochter mit ...«

Weiter kam er nicht, denn der Herzog war aufgesprungen. »Niemals!«, brüllte er.

Für einen Augenblick war es sehr still in der Kammer.

Aber der Baron lächelte. »Ich weiß, im ersten Augenblick wirkt es befremdlich, aber denkt darüber nach, Fürst Ector! Ihr werdet einsehen, dass es zum Besten des Seebundes ist, dem zu dienen wir beide geschworen haben. Außerdem ist der Prinz keine schlechte Partie. Er bringt ein riesiges Stück Oramars in diese Ehe ein. Ich glaube nicht, dass Ihr irgendwo eine größere Mitgift finden werdet.«

»Niemals!«, wiederholte der Herzog heiser.

»Gidus sagte voraus, dass Ihr so reagieren würdet. Und dennoch verstehe ich es nicht. Der Seebund hat weit größere Opfer von Terebin verlangt. Er brauchte Soldaten – Eure Stadt schickte ein Heer. Er benötigte Schiffe – Eure Stadt entsandte eine Flotte. Und nun erbittet er nicht mehr als eine einzige Tochter der Stadt für den Frieden ...«

»Es ist *meine* einzige Tochter!«

»Wir verlangen doch nicht, dass Ihr sie in den Tod schickt! Nun, Ihr werdet vermutlich nur etwas Zeit brauchen, um diese Dinge zu akzeptieren. Die sollt Ihr haben. Und nun entschuldigt

mich. Ich muss auf mein Schiff, wo einige dringende Angelegenheiten auf mich warten.«

Das war grob unhöflich, aber Thenar sagte schnell: »Natürlich. Ich werde veranlassen, dass bei Eurer Rückkehr Quartier für Euch und den Grafen bereitet ist.«

»Nicht nötig. Ich werde auf meinem Schiff bleiben, Meister Thenar, denn es ist gut möglich, dass der Seerat meiner bald wieder bedarf. Wir werden Euch nun Gelegenheit geben, über den Vorschlag zu beraten. Und bedenkt bitte, dass er vorerst geheim bleiben muss. Die anderen Prinzen Oramars werden sicher nicht tatenlos zusehen, wie einer ihrer Halbbrüder ein Viertel des Reiches für sein armseliges Leben verkauft. Wir dürfen ihnen keine Gelegenheit geben, dieses Bündnis zu verhindern. Kommt Ihr, Gidus?«

»Ich denke, ich werde das Angebot des Herzogs annehmen und im Palast bleiben, Baron. Ich bin alt und würde mir die vielen Treppen dieser Stadt wenigstens für heute gerne ersparen.«

Als der Baron gegangen war, war es Gidus, der das lastende Schweigen brach: »Dieser aufgeblasene Kerl wird von Tag zu Tag unerträglicher.«

»Sie können mich nicht zwingen«, erklärte der Herzog düster.

»Natürlich, Ector«, stimmte ihm Gidus zu, »zwingen können sie Euch nicht, aber es wird sehr schwer, diese Bitte des Seebundes abzulehnen.«

»Wie ist das möglich? Was habe ich ihnen getan, dass sie mir die einzige Tochter rauben wollen?«

»Hört, Ector, ich muss leider sagen, dass Ihr daran nicht ganz schuldlos seid. Wie alt ist Eure Caisa inzwischen? Zwanzig? Und doch unverheiratet! Wie viele hoffnungsvolle junge Männer haben an Eurem Hof vorgespochen, Jünglinge aus den besten Häusern des Seebundes? Und alle habt Ihr sie wieder fortgeschickt, weil Euch keiner gut genug war. Glaubt Ihr, die Häuser hätten das vergessen?«

»Sie ist eben nicht nur die Tochter, sondern auch die kommende Regentin dieser Stadt, zusammen mit ihrem Mann – so will es unser Erbrecht. Da ist eine sorgfältige Auswahl Pflicht«, verteidigte Odis Thenar seinen Herrn.

»Ah, Euer Erbrecht, Meister Thenar ...«, sagte Gidus gelehnt. »Ich weiß, es ist das Recht des Hauses Peratis, auch eine Tochter zum Oberhaupt der Familie zu bestimmen, aber ich erinnere mich noch gut an diesen endlosen Disput mit dem Kosmos von Filgan, der, nicht ganz zu Unrecht, darauf verweist, dass die Brandungsinseln ein anderes Recht kennen.«

»Der Seerat hat letzten Endes unsere Sicht geteilt und Caisas Anspruch bestätigt«, erklärte Thenar mit mühsam gebändigtem Stolz.

»Weil Ihr fast allen großen Familien Hoffnung gemacht habt, einer ihrer Söhne könne die zukünftige Erste Fürstin der Brandungsinseln und Herrin von Terebin zur Gattin haben. Das war kunstvoll, das gebe ich zu, doch nun erhaltet Ihr die Rechnung. Aber ich fürchte, wir reden hier über verschüttete Milch.«

»Aber der Seebund kann nicht wollen, dass Prinz Weszen Herrscher dieser Stadt wird!«, rief Thenar.

»Das wird er auch nicht werden. Ich nehme an, dass man warten wird, bis er einen Erben gezeugt hat – dann wird ihm bedauerlicherweise etwas zustoßen. Und der kleine Prinz wird Herr über zwei der mächtigsten Städte am Goldenen Meer sein – und eine Marionette an den Fäden des Seerates, der selbstverständlich die Vormundschaft beanspruchen wird.«

»Caisa wird dieses Ungeheuer niemals heiraten!«

»Und wie wollt Ihr die Weigerung begründen, Ector?«, fragte Gidus ernst. »Diese Ehe brächte dem Seebund unendlichen Gewinn. Ja, sie könnte sogar diesen Krieg beenden! Wollt Ihr derjenige sein, der den Frieden verhindert, nach dem sich die Völker sehnen?«

»Frieden?«, fragte Thenar skeptisch. »Wann immer der Seebund einen dieser Skorpion-Prinzen vernichtend geschlagen oder gar getötet hat, sind doch zwei andere an seine Stelle getreten. Sie werden sich gegen Weszen verbünden und niemals akzeptieren, dass er Ugir an den Seebund verkauft. Ja, vielleicht wird diese verfluchte Hochzeit sogar dafür sorgen, dass unsere Feinde sich einigen und dann gemeinsam gegen uns kämpfen.«

Brahem ob Gidus nickte zustimmend. »Ein wahres Wort, aber ich fürchte, im Seerat will das niemand hören, Meister Thenar. Dort sieht man nur die Möglichkeit, diesen Krieg zu entscheiden, nicht durch Seeschlachten oder weitere Gemetzel an Land – nein, durch eine Hochzeit!«

»Ich werde das nicht zulassen, Gidus. Sie sollen sich eine andere Braut aus einem der anderen Häuser holen, nicht meine unschuldige Caisa!«

»Es gibt tatsächlich auch Kreise, die darauf hoffen, dass Ihr Euch verweigert ...«

»Man hofft?«, fragte Thenar.

»Eine Weigerung würde gewisse Möglichkeiten eröffnen.« Graf Gidus hielt kurz inne, bevor er fortfuhr: »Ich dürfte Euch das nicht sagen, aber es gibt Überlegungen, das Urteil in dieser Erbschaftsgeschichte aufzuheben und den Titel des Ersten Fürsten der Brandungsinseln nach Eurem Tod doch wieder zurück auf Filgan zu übertragen, Ector. Eure Caisa wäre dann nur noch die Vasallin des Kosmoros.«

»Das wagen sie nicht. Dieser Titel gehört meiner Familie seit sieben Generationen!«

»Sie würden noch mehr wagen. Kosmoros Nephim hat eine Tochter, die gerade zehn Jahre alt geworden ist ...«

Thenar blickte auf. Hier stimmte etwas nicht. »Wenn eine Kusine von Baron Hardis als Braut für Weszen in Frage kommt – wieso ist Hardis dann für Caisa als Braut?«

Gidus lächelte. »Der Seerat mag die Perati demütigen wollen, aber er ist nicht verrückt. Er würde eine solche Anhäufung von Macht nicht dulden. Würde die Tochter des Kosmoros Weszens Frau, würde seine Stadt Ugir einen anderen Protektor erhalten.«

»Aber Nephim, diese feiste Qualle, würde dennoch Erster Fürst dieser Inseln werden, sobald Herzog Ector ...?«, fragte Thenar.

»Wenn Terebin in diese Hochzeit nicht einwilligt, gewiss.«

»Das wagen sie nicht!«, wiederholte Fürst Ector.

»Und wo läge das Wagnis? Es würde den Seebund nicht mehr als eine Urkunde kosten. Und glaubt nicht, dass auch nur ein anderes Haus einen Finger für Euch rühren würde. Begreift es, Ector ... Ihr könntet die Zustimmung zu dieser Hochzeit verweigern, aber Euer Haus würde in die Bedeutungslosigkeit stürzen.« Er erhob sich seufzend. »Ich weiß, wie sehr Ihr an Eurem einzigen Kind hängt, doch wäre es denn wirklich so schlimm, wenn sie einen der mächtigsten Prinzen Oramars heiratet? Ein Sohn aus dieser Verbindung würde über mehr Macht gebieten als je ein Peratis vor ihm.«

»Dieser Mann hat mir den Kopf meines Schwagers in einer Kiste geschickt, Gidus!«

»Es ist eben Krieg – und der bringt in den Menschen das Schlimmste und das Beste hervor. Denkt darüber nach, ich bitte Euch. Doch wenn Ihr erlaubt, würde ich mich nun gerne zurückziehen. Das Reisen mit diesem Baron ist anstrengend, und die Treppen Eurer Stadt sind es für meine alten Beine nicht minder. Doch zuvor habe ich noch ... ein Geschenk für Euch.«

»Ein Geschenk?«

»Es wartet vor der Tür Eurer Halle.«

Sie begleiteten den Gesandten in die Halle, und auf einen Wink des Herzogs hin wurde die vordere Pforte geöffnet.

Die beiden Bärenhunde, die eben noch gelangweilt am Thron

gelegen hatten, erhoben sich gleichzeitig. Sie spitzten die Ohren und ließen ein zweistimmiges, warnendes Knurren hören.

Ein dunkelhäutiger junger Mann, nein, Thenar erkannte bei näherem Hinsehen, dass es eine junge Frau war, schlenderte in die Halle. Das Knurren der Hunde wurde drohender.

Eine Magierin?, dachte Thenar verwundert. Er sah keine blauen Linien im Gesicht der Frau.

Dann spannten sich die beiden riesigen Tiere, zogen an ihren Ketten und verbellten die Fremde. Die Wachen zogen alarmiert ihre Schwerter.

Der Herzog schüttelte missbilligend den Kopf. »Ihr bringt einen *Schatten* in mein Haus, Gidus?«

Die Hunde waren kaum zu beruhigen, und Thenar fragte sich, ob die Ketten sie halten würden. Der Graf aber lachte zufrieden. »Nicht alle Schatten bergen Gefahren, ganz im Gegenteil. Dies ist Jamade, Hoheit, sie wird Eure Tochter mit ihrem Leben beschützen.«

»Wir haben die Hunde, Graf Gidus«, sagte Thenar, »wir brauchen keine Tochter dieser verfluchten Bruderschaft, die es doch sonst gerne mit den Oramarern hält.«

Gidus zuckte mit den Achseln. »Eigentlich halten sie es mit denen, die sie bezahlen, und das ist in diesem Fall der Seerat. Aber es mögen andere Schatten oder Mörder kommen. Sobald die Skorphone von dieser Hochzeit Wind bekommen, werden sie alles versuchen, um sie zu verhindern.«

»Ich dachte, diese Sache sei vorerst geheim«, meinte Thenar giftig. Der Herzog hatte noch gar nicht zugestimmt, wie konnte Gidus da tun, als sei das alles schon beschlossene Sache?

Gidus lachte wieder. »Meister Thenar, ich kenne mindestens ein Dutzend Männer, die inzwischen eingeweiht sind. Was glaubt Ihr, wie lange es dauern wird, bis das Geheimnis keines mehr ist?«

Thenar sah hinüber zu der jungen Frau, die gelassen, aber

auch interessiert die beiden großen Hunde zu betrachten schien, die sich ihretwegen die Kehle rau bellten. »Ich traue ihr nicht!«, stieß er hervor.

»Aber das könnt Ihr. Sie hat geschworen, die Braut zu beschützen, und ich habe noch nie von einem Schatten gehört, der seinen Schwur gebrochen hätte. Sie dienen zwar dem Geld, aber sie sind doch unbestechlich. Interessant, nicht?« Und wieder redete der Gesandte, als wäre die Sache längst abgemacht.

Jamade von den Schatten hatte schlechte Laune, aber sie versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Sie betrachtete die beiden Hunde, die sie wütend anbellten, an ihren Ketten zerrten und auch von den Dienern, die die Ketten gepackt hielten, nicht zu beruhigen waren.

Meister Iwar hatte ihr von diesen Hunden erzählt. Er hatte ihr erklärt, dass viele Tiere einen Sinn für die Magie und für jene hätten, durch die sie wie ein Fluss strömte, aber Jamade hatte davon bislang nie viel gemerkt. Es kam schon einmal vor, dass eine Katze, der sie zu nahe kam, sie anfauchte oder dass Pferde in ihrer Nähe unruhig wurden, aber noch nie hatte ein Tier derart heftig auf sie reagiert.

Sie blieb gelassen. Sollten die Ketten wider Erwarten nicht halten, hatte sie immer noch ihre Dolche. Ärgerlich war allerdings, dass dieses wütende Gekläff den Disput übertönte, der in einer Ecke der Halle geführt wurde. Graf Gidus stritt mit dem Herzog und seinem Strategos, und es war immerhin unschwer zu erraten, dass sie ihretwegen stritten.

Jamade konnte dem Herzog seine ablehnende Haltung nicht verübeln, das ging vielen ihrer Auftraggeber so. Selbst wenn sie die Dienste der Schatten brauchten, wollten sie doch eigentlich lieber nichts mit ihnen zu tun haben. Und dieser Herzog hatte nicht einmal nach ihr verlangt.

Sie versuchte, aus den drei Männern schlau zu werden. Graf Brahem ob Gidus kannte sie inzwischen gut. Er tat behäbig und gemütlich, aber in seinem alten, fetten Leib steckte ein flinker Geist, den man auf keinen Fall unterschätzen durfte. Der Herzog, der mit ihm stritt, strahlte etwas aus, was ihr selten begegnet war: Echte Würde. Das war keiner jener aufgeblasenen Adligen, wie sie ihr sonst so oft über den Weg liefen; dieser Mann war jeder Zoll ein Fürst. Er hielt es offenbar nicht für nötig, seine Gefühle zu verbergen, und im Moment war er wütend, was nicht nur an ihrer Anwesenheit liegen konnte.

Sein Strategos war schwerer zu durchschauen. Meister Iwar hatte sie vor ihm gewarnt. Auf den ersten Blick wirkte er etwas eitel mit seinen kostspieligen Gewändern und vor allem diesem gepflegten, möglicherweise sogar gefärbten dichten schwarzen Bart. Meister Schönbart nannte man ihn, aber Meister Iwar hatte ihr erklärt, dass das nur Fassade war. Und unter dem Bart waren die blauen Linien zu erahnen, die ihn als Magier auswiesen. Auch ihn durfte sie keinesfalls unterschätzen. Jamade fragte sich, warum diese elenden Köter, die ihr die Arbeit schwer machen würden, ihn nicht verbellten.

Es wäre ihr nicht einmal unrecht, wenn der Fürst sie wegschicken würde. War sie nicht ein Schatten, eine Nachtklinge, eine Dienerin des Todes? Und nun sollte sie Kindermädchen für eine Prinzessin spielen? Als junge Schattenschwester konnte sie sich ihre Aufträge nicht aussuchen. Meister Iwar hatte sie mit seinem schrecklichen Lächeln daran erinnert, als sie es gewagt hatte, ihren Unwillen zu äußern. Aber das war nicht der Grund für ihre schlechte Laune. Was sie eigentlich störte, war, dass der Meister sie nicht eingeweiht hatte in das, was hinter diesem Auftrag steckte, und Jamade war sicher, dass es da noch etwas gab. Aber Iwar hatte ihre Fragen nur mit einem Lächeln beantwortet. Und es war immer ein schlechtes Zeichen, wenn Meister Iwar lächelte.

Der Disput war beendet, und ein unzufrieden dreinblickender Graf Gidus kam zu ihr. »Wie es aussieht, habe ich die Vorbehalte des Herzogs gegen Eure Bruderschaft unterschätzt. Ihr wisst, dass ein Schatten einst versucht hat, seinen Großvater zu töten?«

»Wenn er es nur versucht hat, war er kein Meister unserer Kunst. Vielleicht war es nicht einmal ein Schatten.«

»Doch, doch, das war er. Aber damals wusste noch niemand, dass diese Hunde Euresgleichen wittern können. Der alte Leoc-ter liebte seine Bärenhunde, er hatte ein Dutzend davon oder mehr. Es heißt, sie hätten den Schatten bei lebendigem Leib zerfleischt. Jedenfalls sind Eure Dienste in diesem Palast nicht erwünscht.«

»Das heißt ... ich soll gehen?«

»Nein, junger Schatten, das heißt es nicht. Ich werde ein paar Tage hierbleiben, und Ihr werdet weiter über mein Wohlergehen wachen – und wenn möglich, auch über das Wohlergehen der Prinzessin. Die schöne Caisa ist in Gefahr, und wenn Herzog Ector erst ein oder zwei Nächte über diese Dinge geschlafen hat, wird er hoffentlich einsehen, dass sie Euren Schutz braucht.«

Gegen Abend wurde der angenehme Frühlingswind frischer, und Alena begann, in ihrer dünnen Bauertracht zu frösteln. Sie strich durch die Gassen und hatte immer noch keinen Plan, wie sie von Terebin nach Frialis kommen sollte.

Sie war an einem der größten Plätze der Stadt angekommen, und es herrschte reges Treiben, obwohl die Marktstände längst geschlossen waren. Laternenanzünder wanderten durch die Straßen. Diese Stadt war wirklich ganz anders als Filgan, oder jedenfalls als das Krähenviertel. Dort ging man nach Anbruch der Dunkelheit besser nicht mehr vor die Tür. Laternenanzünder gab es dort auch nicht, höchstens Männer, die bereit waren, einem

für ein bisschen Schmuck das Licht auszublasen. Mit einigen von denen war sie sogar weitläufig verwandt.

Alena zuckte zusammen. Sie hatte unvermutet ein bekanntes Gesicht gesehen: Der Fischer! Der Mann schien nach jemandem zu suchen. Es war nicht schwer zu erraten, wer das war. Sie duckte sich und hastete in die nächste Gasse. Sie bog um zwei Ecken – und stieß mit einer Wache zusammen. Sie prallte erschrocken zurück und stolperte. Soldaten bedeuteten eigentlich immer Ärger.

»Verzeiht, Fräulein«, murmelte der Soldat höflich und half ihr auf die Beine. »Ich habe Euch nicht kommen ...« Er verstummte und starrte sie aus großen Augen an. Er hielt sie immer noch am Arm.

Alena versuchte vorsichtig, sich seinem Griff zu entwinden.

Der Wachsoldat schüttelte den Kopf. »Verzeiht, für einen Augenblick dachte ich ... Im Schein dieser Laterne seht Ihr ihr wirklich sehr ähnlich.«

»Wem denn, verdammt?«, platzte es aus Alena heraus.

»Na, Prinzessin Caisa, der Tochter des Herzogs. Hat Euch das noch niemand gesagt?«

Hatte man sie deshalb immer wieder so angestarrt? »Seh' ich etwa aus wie so ein Fürstenpüppchen? Na, das bin ich jedenfalls nicht, Herr Soldat, das könnt Ihr mir glauben. Ihr könnt also loslassen, wenn Ihr meinen Arm nicht mehr braucht!«

»Wie? Ach ja, natürlich ... verzeiht. Ihr seid gewiss kein Püppchen«, sagte der Soldat, und im schwachen Licht der Laterne sah sie ihn breit grinsen. Dann tippte er mit den Fingern an seinen Helm. »Einen schönen Abend noch, mein Fräulein.«

Hatte er ihr tatsächlich einen schönen Abend gewünscht? Die Soldaten hier waren wirklich ganz anders als im Krähenviertel.

Als sie weiterlief, um noch ein paar Gassen mehr zwischen sich und den Fischer zu bringen, fragte sie sich, wie es sein konnte, dass diese Prinzessin so aussah wie sie. Und dann, noch etwas

später, als es noch kühler wurde und der Hunger zurückkehrte, fragte sie sich, ob sie daraus nicht irgendwie Kapital schlagen könnte ...

Sie war noch sehr am Anfang dieser Überlegung, als ihr Blick auf ein Messingschild an einer Taverne fiel. Es war poliert, und im Schein der Laterne konnte sie lesen, wie stolz der Wirt darauf war, dass einst Herzog Leocter, fünfter Peratis auf dem Marmorhron, hier zu speisen geruht hatte. Alena fiel das Lesen nicht leicht, und sie fand, nach der Anstrengung hätte sie sich eine Belohnung verdient. Als bei ihrem Eintreten dem Besitzer die Kinnlade herunterfiel, wusste sie, dass sie Erfolg haben würde.

Bei den Gästen, durchweg Männer, schien es sich um Handwerksmeister zu handeln. Sie schenkte dem Wirt ein unsicheres Lächeln und fragte mit leiser Stimme, ob er ihr wohl in einer Frage behilflich sein könne.

Der Wirt nickte verwirrt.

»Wisst Ihr, ich bin nicht aus Terebin«, begann sie, »doch hoffe ich, endlich zu finden, was ich so lange vergeblich suche.«

»In meiner Schänke?«

»Nein, Meister Wirt, ich meine, in dieser freundlichen Stadt. Wisst Ihr, meine arme Mutter ist jüngst verstorben, und auf dem Totenbett hat sie mir endlich offenbart, dass mein Vater, den kennenzulernen ich nie das Glück hatte, aus Terebin stammen soll.«

»Eure Mutter? Euer Vater? Wie bedauerlich«, stotterte der Wirt. »Ich meine, Eure Mutter, der Verlust ... wie bedauerlich.«

»Ich danke für Euer Mitgefühl, werter Herr. Doch war es am Ende besser so, denn sie litt an einer langen und schlimmen Krankheit, deren Behandlung unsere letzten Mittel verschlang.« Alena schaute betrübt drein und dachte tatsächlich an ihre Mutter. Die litt allerdings höchstens an gelegentlichen Anfällen von Selbstmitleid, die sie dann mit zwei oder drei Flaschen Wein be-



Torsten Fink

Tochter der Schwarzen Stadt

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26980-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2015

Sie dachten, sie könnten sie benutzen. Sie haben sich geirrt.

Alena versteht es, sich durchs Leben zu mogeln. Doch als sie sich in der Stadt Terebin als uneheliche Tochter des Herzogs ausgibt, ist sie wohl zu weit gegangen. Ihr droht der Tod – es sei denn, sie willigt ein, bei einer groß angelegten Intrige die Hauptrolle zu spielen. Denn Alena ist der wahren Prinzessin wie aus dem Gesicht geschnitten und soll nun an ihrer statt einen der verhassten Skorpion-Prinzen heiraten. Doch das ist nicht die einzige Verschwörung, in die sie sich verstrickt. Und vielleicht – nur vielleicht – ist sie ja tatsächlich die Tochter des Herzogs ...

 [Der Titel im Katalog](#)